№ 21. Dritter Jahrgang. 1842.

Volks-Blatt für die



Grafschaft Glatz.

Redakteur Reymann. (Glatz, den 21. Mai.) Druck von F. A. Pompejus.

Der Doppel-Sekretär der Liebe.

Mir gerade über wohnte Helena, d. h. ein Mädchen mit himmelblauen Augen, zarten, rothen Wangen, zum Küssen geschaffenen Lippen und was sonst dazu gehört, mich verliebt zu machen, und wahrlich, dazu braucht es nicht viel. Ich bildete mir ein, Helena wäre das geistreichste, witzigste, unterhaltendste aller jungen Mädchen, denn ich hatte sie noch nie gesprochen; meine Phantasie ist etwas lebhaft und so freute ich mich schon, wenn ich das erste Mal mit ihr zusammen kommen würde.

Mein Bekannter, Gustav, — mit dem Namen: Freund, bin ich sehr sparsam, — hat das Pulver nicht erfunden, obgleich sein Aeußeres Dir bald zeigt, das er schwarz ist, er hat eigentlich gar kein Aeußeres, ist eine höchst unansehnliche, unangesehene, Figur, und Verstand hat er gerade so viel, als Aeußeres.

Dieser Gustav kam einst zu mir; seine struppigen Haare waren in einer reizenden Unordnung; seine kleinen Aeug'lein zwickten sich, wie ein Paar Krebsscheeren, zusammen, und der Mund, der gefährliche Nachbar der beiden Ohren, erschien noch ziemlich klein, da ihn die Läppchen dieser zum großen Theile verdeckten. Er war nicht rasirt, borstenartig umstanden, wie Miniatur-Hellebarden, die Haare sein längliches Kinn, das sich wie eine Erdzunge in die geräumige Halsbinde hineinstreckte. Also kam er zu mir, freundlich reichte er mir die Hand, lispelte, wie eine verstimmte Leier, mir einen guten Morgen, sank schmachtend, wie eine Fliege in den Milchtopf, auf's Sopha, öffnete den Mund, daß ich ängstlich zurücksprang, weil mir eben die Geschichte vom Jonas und dem Wallfische einfiel, und redete folgende Worte: „Bruder, Freund, Einzigster, Geliebtester, denke Dir . . ." Hierbei dehnte er sich in die Länge, daß er mir wie ein mißrathener Gedankenstrich vorkam, der durch eine schlechte Feder zum Klecks geworden . . . „denke Dir: ich bin verliebt!" — „Gratulire," erwiderte ich, „und lebst wahrscheinlich ohne Erwiderung?" „Nein! nein!" brüllte er wie ein Feuerkalb, „ich bin der glücklichste, der seligste aller Liebenden, sie liebt mich auch, und Du sollst mir, aus Liebe ein Gedicht an sie machen. Thue es, mache mich selig!"

Ich habe ein sehr weiches Herz, und bin Liebenden gern auf jede Weise behülflich; ich setzte mich nieder, schrieb ein Gedicht, Gustav las es mit dröhnender Stimme, daß ich für meine Fensterscheiben zitterte, und rannte davon, wie vom Dampfe getrieben.

Einen Tag darauf wurde ich zu meiner Nachbarin schleunigst gerufen — ich habe Dir nämlich vergessen zu sagen, daß ich Arzt bin — Du kannst Dir denken, daß ich alle meine medicinischen Kenntnisse und allen meinen Vorrath von Liebenswürdigkeit zusammennahm und hinübereilte.

Auf einem Lehnstuhle lag Venus und hatte — Zahnschmerzen. Ich fühlte ihr auf den Zahn, gab ihr einige schmerzstillende Tropfen, suchte sie auf andere Gedanken zu bringen und sie ihren Schmerz vergessen zu machen, indem ich mich mit ihr unterhielt, und als ich sie verließ, hatt' ich ihr so auf den Zahn gefühlt, daß ich mich überzeugte, meine Phantasie hatte mir wieder einen gewaltigen Streich gespielt.

Tags darauf ging ich schon mit etwas gesetzterem, meiner Würde angemessenem Schritte zu meiner Nachbarin und erkundigte mich nach ihrem Befinden. Ich fand sie am Fenster sitzend, ein Paar allerliebste Thränlein flossen über ihre Wangen; sie gewahrte mich nicht, als ich eintrat, doch als sie meinen „schönen guten Morgen" vernahm, versteckte sie rasch ein Billet, das sie in den Händen hielt.

Ich bin außerdem, daß ich als Arzt fungire, sehr neugierig. Als ich mich daher nach ihrem Befinden erkundigt hatte, und sie mich versicherte, daß es ihr recht gut ginge, bat ich sie, mir doch das Billet zu zeigen, das sie eben versteckt hatte. Sie weigerte sich lange, endlich sprach sie: „Herr Doktor, zu Ihnen habe ich Vertrauen!" — ich verbeugte mich — „Sie müssen ja so Manches verschweigen," — ich seufzte — „also werden Sie auch wohl von meinem Geheimnisse keinen Mißbrauch machen." — Ich versicherte sie, daß ich noch nie die Geheimnisse einer Dame ausgeplaudert hätte, und es ist gewiß wahr! — denn es waren die ersten, die mir anvertraut wurden. „Liebster Herr Doktor!" seufzte sie, „ich habe eine Herzenskrankheit?" . . . „Was?" rief ich aufspringend, „etwa einen Polypen, eine Verknöcherung, eine Erweiterung!" . . . „Das nicht, Herr Doktor, ich liebe!"

Ich sank auf meinen Stuhl zurück, zog die Vatermörder heraus und kräuselte meine Seitenlocke. „Und wen?" fragte ich lispelnd, „wer ist der Glückliche? . . . darf man es wissen?" . . . „Das thut nichts zur Sache; doch, weil ich weiß, daß Sie ein sehr guter Mensch sind" — ich wurde feuerroth, drehte den Nacken nach vorn, den Kopf zur Seite, schmunzelte ein „zu gütig, Fräulein" und sie fuhr fort: „so will ich Sie um etwas bitten!" . . . „Ich bin ganz zu Ihren Diensten." — „Sehen Sie, Herr Doktor, mein Geliebter ist ein Genie; ein Kopf, wie man nur wenige findet; schön ist er eben nicht, aber seine geistigen Eigenschaften wiegen alles Andere auf; da hat er mir denn ein Gedicht gesendet, um das ihn selbst Schiller beneidet hätte. Ich fühle mich zu schwach, darauf zu antworten; Sie, Herr Doktor, habe ich gehört, machen auch Gedichte, erwidern Sie an meiner Stelle, so warm Sie können."

Sie reichte mir das Billet, ich las die ersten Worte, und staunte, denn es war dasselbe Gedicht, das ich vorgestern für Gustav gemacht hatte. Die Geschichte fing mir an zu interessant zu werden. Ich setzte mich hin, erwiderte in Versen und übergab das Geschriebene der Dame.

Den andern Morgen lag ich noch im Bette, da stürzte Gustav herein. „Sieh! Sieh, Bruder!" rief er, „sie hat in Versen geantwortet, welch' seltenes Mädchen!" Er zeigte mir die Antwort; ich war außer mir vor Erstaunen, stöhnte manches Ach und Oh der Verwunderung; aber, — fing ich mit einem Male an, — das ist Malice, sieh' 'mal, wenn Du die Anfangsbuchstaben des Gedichtes zusammenlies't, so machts:

„an meinen Gänserich!"

Er erblaßte, riß mir das Blatt aus den Händen . . . überzeugte sich . . . erblaßte noch ein Mal . . . stürzte zur Thüre hinaus und — ich war ihn los.

Eine Stunde darauf ging ich zu Helena, da fand ich Gustav, wüthend im Zimmer auf und ab gehend. Helena weinte. Als sie mich erblickte, stürzte sie auf mich zu und rief: „Schändlicher Mensch! entschuldigen Sie, Herr Doktor, das war gar nicht schön von Ihnen, den Spaß hätten Sie sich ersparen können!"

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein! es war gerechte Strafe, denn die Anfangsbuchstaben des Gedichtes, das er Ihnen geschrieben, bilden die Worte: „an meine Gans!" — Gustav erstarrte.

Sie suchte in ihrem Nähkästchen, brachte den Brief hervor, blickte hinein und rief: „Ja, Schändlicher! der Herr Doktor hat Recht!"

Der Herr Doktor aber, der nach dem Ausgange der Geschichte gar nicht begierig war, nahm Stock und Hut und empfahl sich.

Vier Wochen später war Helenen's und Gustav's Hochzeit. Auch ich fehlte dabei nicht, denn man hatte mir meinen maliciösen Spaß in Gnade und Güte vergeben. —

Ueber Armenwesen.

Wenn die Errichtung eines Armen-Arbeitshauses als ein längst gefühltes Bedürfniß zur Abstellung der Bettelei so vielseitig in Anregung gebracht und als ein Universal-Heilmittel betrachtet wird, so wollen wir es versuchen, ob die Gegenwart auch die zulänglichen Mittel besitzt, diese wohlgemeinte Idee in zweckmäßiger Art zu realisiren.

Es stellt sich vorerst die Frage auf, für welche Klasse von hülflosen Personen vorgesorgt und eine Beschäftigungs-Anstalt errichtet werden soll? Daß nur arbeitsfähige Personen zur Reception gelangen können, liegt a priori auf der Hand, und jene theilen sich in zwei Haupt-

klassen, nehmlich in arbeitsfähige Individuen, denen es an Arbeits-Gelegenheit fehlt, und in solche, welche eine geregelte Beschäftigung scheuen, zur eigentlichen Hefe der Menschheit gehören, zu allen Ausschweifungen und Vergehen sich hinneigen, sich auf den niedrigsten Standpunkt der Verächtlichkeit herabgewürdiget haben, und für jedes feinere Ehr-Gefühl zu hart und zu stumpf sind. Es kann hier nicht davon die Rede sein, jene durch Vernachläßigung in der Erziehung oder durch andere Ursachen eingewurzelte Uebel gänzlich auszurotten, sondern nur davon, wie dem schuldlos Verarmten, dem Arbeitsunlustigen und dem frivolen Bettler angemessene Arbeit beschafft werde. So nur würde der vielfältig vorgebrachte Vorwand, daß diese Personen entweder gar keinen oder wenigstens nur unzureichenden Erwerb hätten finden können, durch schlagende Thatsachen widerlegt und ihnen aufgeholfen werden, wenn jenen, denen es wahrer Ernst ist, ihre frühere Arbeitsscheu zu besiegen, die geeigneten Erwerbsmittel angeboten werden. Welch ein weites Feld liegt aber hier zur Bearbeitung vor, wenn allen rechtlichen Bedingungen vollständig genügt werden sollte. In dieser Anstalt müßte jeder Hülflose, der es wünscht, willige Aufnahme und seinen Kräften zusagende Arbeit finden, es müßte ihm auch, wenn die ausserhalb derselben ihm zugewiesene Beschäftigung aufhören sollte, freistehen, zu jeder Zeit wieder in die Anstalt zurückkehren zu dürfen. Bevor an die Errichtung einer solchen Anstalt, deren Zweck von Fabrik- und Arbeitshaus-Anstalten wesentlich abweicht, mit Ernst gedacht, und damit vorgegangen werden kann, bleibt zuvor in reifliche Erwägung zu ziehen, welche Arten von Arbeiten sollen hier gefertiget werden, und wie sind diese Fabrikate mit Nutzen abzusetzen, damit die Recipirten auch continuirlich beschäftiget werden? Handwerkerei, die bisherigen in den Straf-Anstalten betriebenen Fabrikationszweige, Land- und Gartenbau, so wie die Unterbringung in den Gesindedienst würden die geeigneten Beschäftigungen darbieten. Welche Art von Beschäftigung auch immer beliebt werden sollte, so müßte vor allen Dingen darauf gesehen werden, daß die Arbeiter anhaltend und immer anstrengend beschäftiget würden, auch ein weit geringeres Lohn erhielten, als sie bei gleicher Thätigkeit ausser der Anstalt ins Verdienen bringen können. Dies würde Veranlassung sein, daß die Concurrenz der Bewerber um Arbeitsgelegenheit in der Anstalt sich bedeutend vermindern und jeder derselben sich bestreben würde, die ihm zusagende Arbeit durch eigene Bemühungen selbst zu erwerben. Die Anstalt würde sich daher die Aufgabe stellen, entweder dem von augenblicklicher Noth bedrängten redlichen Arbeitern Beschäftigung anzuweisen, oder den in Unthätigkeit Versunkenen mit allen erlaubten Mitteln gewaltsam zur Arbeit zu nöthigen und ihn so von seiner Arbeitsscheu abzubringen. Gegen diese Klasse von Hülfsbedürftigen, welche am meisten zu Ausschweifungen aller Art geneigt sind, müßte mit weit mehr Energie, als bisher, verfahren werden, wenn der gemeinnützige Zweck der Anstalt vollständig erreicht werden soll. Es müßte sich ein Verein achtungswerther Männer bilden, welcher mit den nöthigen Mitteln ausgerüstet wäre, um dieser Anstalt eine lange Dauer verbürgen zu können. Der Plan zu Errichtung einer dergleichen Arbeits-Anstalt wurde schon vor 24 Jahren von einigen Biedermännern, welche aber dessen Ausführung nicht erlebt haben, aufgenommen. Ihr standen damals unübersteigliche Hindernisse im Wege und es bleibt nun der Gegenwart überlassen, ob sich nicht vielleicht jetzt Männer finden sollten, welche, nachdem die Verhältnisse sich freundlicher gestaltet haben, es für ihre erste Pflicht halten, alle ihnen beiwohnenden Kräfte aufzubieten, daß die vielversprechende Saat auch segensreiche Früchte bringe. Es würde sich zuerst in Frage stellen, ob die zu errichtende Beschäftigungs-Anstalt nur für die Reception der hiesigen Bedrängten, oder der ganzen Grafschaft zu sorgen habe? Der früher entworfene auf 20 Personen bestimmte Etat *) scheint nur auf arbeitsscheue Individuen berechnet gewesen zu sein, indem die Ehrenmänner Trautvetter, Sommer, Hauck und Hirschfeld zuversichtlich erwarteten, daß die ersten Einrichtungskosten durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden würden Ihr Vorschlag fand auch bei der damaligen Stadtverordneten-Versammlung freundliche Aufnahme, und selbst der Magistrat trug ihn bevorwortend, der Königlichen Regierung zu Reichenbach vor, welche zwar diese Angelegenheit als zweckmäßig, jedoch für den ganzen Kreis als unausführbar erachtete, weil damals die Weber in einer solchen üblen Lage sich befanden, daß die meisten die Unterstützung dieser Beschäftigungs-Anstalt in Anspruch genommen haben würden. Der weitere Verfolg dieses würdigen Planes mußte also vorläufig auf sich beruhen. Seit den verflossenen 24 Jahren ist so manche heilbringende Idee, welche damals noch in der Kindheit lag, zum kräftigen Manne herangewachsen, es haben sich im Verlauf der Zeit so manche lobenswerthe Vereine gebildet, welche die schwierigsten Aufgaben gelöset haben, und wir dürfen der Zukunft fest vertrauen, daß sich auch diesem höchst wichtigen Plane einsichtsvolle Männer widmen werden, um ihn zur vollen Ausführung zu bringen. —

Gott gebe sein kräftiges Gedeihen!

*) Dieser Etat war auf 981 Rthlr. jährlich angenommen.

Ein Wort über die Verfälschung der Getränke.

Das Fortschreiten der Industrie und das leider sehr beklagenswerthe Zeichen der Zeit, daß Einzelne auf ganz gewissenlose Weise ihrem Eigennutze nicht blos

das Vermögen, sondern auch die Gesundheit Anderer aufopfern, giebt von selbst an die Hand, daß auch die Gesundheits-Polizei mit der Zeit fortschreiten und ihr Augenmerk den Erfindungen neuer Nahrungsmittel und Getränke zuwenden muß. Diese Betrachtung dringt sich uns namentlich in Ansehung der vielen künstlich bereiteten Biere auf, die seit zehn Jahren in Gebrauch gekommen sind, durch ihren Wohlgeschmack zum Genuß verleiten, jedoch berauschen und dadurch ihre giftigen Bestandtheile, oder doch mindestens ihre gesundheitsgefährliche Mischung erkennen lassen. Bis jetzt entehrte sich der Mensch dadurch, daß er seinen Verstand in Brandwein ersäuft. Man sah nach langer Zeit das Abscheuliche dieser Neigung ein und traf einige, wiewohl nicht durchgreifende Maaßregeln dagegen. Kaum aber hat sich die Zahl der in Brandwein Betrunkenen um ein Geringes vermindert, als einige industriöse Köpfe darauf verfallen sind, auch das zeither für unschuldig gegoltene Bier zu einem Mittel zu machen, den Stempel eines vernünftigen Wesens von der Stirn des Menschen zu vertilgen.

Es erregt eigene Gedanke über die Consequenz der Staats-Polizei, wenn man weiß, daß Hühneraugenpflaster polizeilich geprüft werden müssen, damit sie keine schädlichen Bestandtheile enthalten; während Stoffe, die in das innerste Leben übergehen, ja den Verstand vernichten, zubereitet, schamlos angepriesen und zum Genuß auf der Stelle oder in die Häuser öffentlich verkauft werden. Man dürfte hier füglich mit der Bibel sagen können: die Gesundheits-Polizei seigt Mücken und verschluckt Kameele.

Ueber die Befugniß der Gesundheits-Polizei, die Mischungen der Getränke zu untersuchen, herrscht kein Zweifel. Bei den Liqueuren ist es bekannt, daß ihre Zubereitung der polizeilichen Aufsicht unterliegt oder doch unterliegen soll; wie die Liqueure zu dem Brandwein, so verhalten sich die künstlichen zu den ordinairen Bieren. Hier wie dort bedarf es also der Aufsicht.

Schon frühere, noch Geltung habende Edicte setzen eine Strafe von 50 Rthlr. fest, wenn das Bier mit Porest (Ledum pallustre) verfälscht wird, und §. 722. Tit. 20. Th. II. Allg. L. Rechts bestimmt: Niemand soll Getränke, die nach ihrer Beschaffenheit der Gesundheit nachtheilig sind, bei Vermeidung nachdrücklicher Geld- oder Leibesstrafe wissentlich verkaufen.

Und endlich das General-Directorial-Rescript vom 15. November 1797 ordnet an: daß das Bier, sobald solches gefaßt ist, durch die Brau-Deputirten oder Brau-Commission jedes Orts untersucht werden soll.

Die Kontrolle der Ingredienzien oder der Mischung der Biere dürfte nicht schwer sein. Man braucht von Zeit zu Zeit nur eine Flasche Bier zu kaufen und sie chemisch untersuchen zu lassen, um hinter die Betrügereien gewissenloser Spekulanten zu kommen. Im Interesse der Menschheit aber wäre zu wünschen, daß auch der öffentliche Debit solcher Getränke untersagt werden möchte, die durch ihre Mischung den Menschen sinnlos machen, wenn gleich die Bestandtheile an sich nicht giftig sind. Das Urtheil jener, aus vernünftigen, sittlichen Männern zusammengesetzten Brau-Commission müßte darüber entscheiden.

Möge man doch also recht bald die harmlosen Hühneraugenpflaster freigeben, und statt deren die Getränke, welche Leib und Seele verderben, einer ernstlicheren, nachdrücklicheren, nie genug zu schärfenden Kontrolle unterwerfen. —

Spenden.

Die sieben Gründe.

Sieben Gründe giebt's, zu trinken:
Freundesankunft, Nummer Eins,
Zwei, wenn schöne Mädchen winken,
Drei, besondrer Werth des Weins,
Vier, ein Trinklied hoch zu achten,
Fünf, ein trockner Gaum und Mund,
Sechs, die Furcht vor künft'gem Schmachten,
Sieben, — jeder andre Grund.

Charade.

Die beiden Ersten sind ein Thier
Von nicht besonderm Rufe.
Das Dritte dient der Braut zur Zier,
Zur Mauer und auch Stufe.
Das Ganze ist auf ebnem Plan
Ein wunderlich Theater.
Ein strenger Ritter steigt hinan,
Ein Schelm, ein frommer Vater.
Doch hoffe ja der Haupt-Akteur
Nicht, lange dort zu hausen;
Schon harrt ein Heer von Eins und Zwei,
Ihn unverweilt zu schmausen.

Auflösung der Charade in Nummer 20:

„Vergißmeinnicht.“

Hiezu eine Beilage.